4. Zur Jugendschriftenfrage.

Dem Herausgeber ist eine Schrift zugegangen „Zur Jugendschriftenfrage. Eine Sammlung von Aufsätzen und Kritiken. Mit dem Anhang: Empfehlenswerte Bücher für die Jugend mit charakterisierenden Anmerkungen. Herausgegeben von den Vereinigten Deutschen Prüfungs-Ausschüssen für Jugendschriften.“ Leipzig, 1903, Verlag von Ernst Wunderlich.

Der Titel ist etwas weitschweifig, aber das ist Nebensache; es kommt darauf an, ob der Inhalt bleibenden Wert hat.

Das Werk ist sozusagen das Organ der (Volksschul-) Lehrerausschüsse, die seit reichlich zehn Jahren an der Arbeit sind, um dem „Elend unserer Jugendliteratur“ ein Ende zu machen und der Jugend statt der alten Spreu goldenen Weizen zu bieten. Daß gerade die Volksschullehrer ein Recht darauf haben, in dieser wichtigen Angelegenheit ein gewichtiges Wort mitzusprechen, versteht sich von selbst; sie sind auch in dieser Beziehung den wissenschaftlichen Lehrern durchaus gleichberechtigt, und wenn das stolze Gefühl, einmal als Richter auf der *Sella curulis* sitzen zu dürfen, mitunter zu Überschwänglichkeiten verleitet, so ist das leicht zu verzeihen.

Aber die Herren haben einen Fehler begangen: sie haben sich von vornherein auf den radikalen Standpunkt gestellt, daß eigentlich die ganze bisher vorhandene Jugendliteratur zu verwerfen sei. Von diesem Standpunkt herab hat Herr Wolgast, dessen Broschüre ich vor etwa 2 Jahren im P. A. eingehend besprach und der jetzt an der Spitze des ganzen Unternehmens steht, sich mit einer Schroffheit und Unbedingtheit über die Jugendliteratur ausgesprochen, die den Widerspruch lebhaft herausfordern mußte, und es ist sehr zu bedauern, daß gerade er als erster Vorsitzender eines Gerichtshofes dasteht, der seine Urteilssprüche mit reichlich viel Selbstzufriedenheit und apodiktischer Unfehlbarkeit verkünden zu wollen scheint. Solche Maßlosigkeiten finden ja in politischen Partei- und konfessionellen Hetzversammlungen ein dankbares Publikum; hier sind sie nicht am Platze, denn die Leute, die sie aussprechen, wissen und müssen wissen, daß sie nicht zu einer ungebildeten Menge reden.

Das hier vorliegende Heft enthält im I. Abschnitt 5 Aufsätze, von denen der 2. (von E. Linde in Gotha) „Wie führt man die Jugend vom stofflichen zum künstlerischen Genießen?“ nach meiner Meinung der beste ist. Er weist auf mehrfache Mängel in der Benutzung der Schülerbibliotheken durch die Schüler hin, obwohl auch er nicht in der Lage ist, den Mängeln abzuhelfen. Als ich Knabe war, las ich Gedichte mit Vorliebe; ja, in unserm literarischen kleinen Gymnasiastenverein traten wir mit Vorliebe, teils produzierend teils reproduzierend, selber als angehende Dichter auf. Aber es ist eine bedauerliche Tatsache, daß die moderne Jugend der Poesie (nicht bloß der Lyrik) fast durchweg apathisch gegenübersteht; es ist bezeichnend, daß fast kein Obersekundaner seine Nibelungen behält, sondern sie aufs schleunigste verkauft, sodaß in mehreren Jahren kaum ein neues Exemplar gekauft wird. Ein zweiter, schlimmerer Übelstand ist der, daß die ungeheuere Mehrzahl der Schüler nur stoffliche Unterhaltung sucht, daher über alle Schilderungen von Landschaften, Landen und Leuten hastig hinwegliest und fast nie ein einmal „verschlungenes“ Buch zum zweitenmale liest. Dieser letztere Übelstand, auf den auch Herr L. hinweist, ist vielleicht der schlimmste von allen, denn er verrät bei den jugendlichen Lesern eine ernsthafte Krankheit des Geistes und noch mehr des Gemütes. Aber das ist ein Grundübel unserer von Genuß zu Genuß jagenden Zeit, an dessen Vorhandensein die alten Jugendschriftsteller ebenso unschuldig sind als die neueren. Wenn die Eltern ihre Kinder mit vorzeitigen häuslichen Vergnügungen krankfüttern und die Schule immer neue Unterrichtsgegenstände entführt, so wird das arme junge Gehirn vorderzeit gelähmt, und es ist nur natürlich, daß die Jugend nach stofflich an- und aufregender Lektüre greift, aber auch rasch ermüdet und nur sehr selten einem Lieblingsschriftsteller treu bleibt.

Von dieser leidigen Regel ist ein Schriftsteller ausgenommen, und das ist Karl May, über den im 4. Aufsatze ein Herr E. Weber-München mit unfehlbarer Majestät den Stab bricht; er widmet ihm in seiner „kritischen Plauderei“ volle 1 ½ Druckbogen.

Die erste von Karl May verfaßte Erzählung „Der Sohn des Bärenjägers“, die ich zu lesen bekam und die nach meiner Meinung seinen Ruhm begründet hat, erschien im ersten Jahrgange der bestens bekannten Jugendzeitschrift „Der gute Kamerad“ 1887. Mir fiel die Erzählung sofort auf, und nicht bloß mir und den jugendlichen Lesern der von mir verwalteten Schülerbibliothek, sondern vielen erwachsenen und durchweg hochgebildeten Lesern reiferen und reifsten Alters. Es war eine echte Indianergeschichte, und ihr Held „Old

Shatterhand“, den man hernach mit „Winnetou“ als den Verfasser selber kennen lernte, vertrat allerdings eine „Tendenz“, wie sie die Entdecker unserer „verelendeten Jugendliteratur“ grundsätzlich verwerfen; aber es war eine doppelte, herrliche Tendenz: die volle Menschenliebe ohne Unterschied der Nation und Religion und zweitens die bis zur äußersten Konsequenz durchgeführte echt christliche F e i n d e s l i e b e . Und diese Tendenz hat Karl May in allen seinen Reiseerzählungen oder Reiseromanen grundsätzlich bewahrt. Wie oft habe ich mit Freunden, Bekannten (auch Schülern) darüber lebhaft disputiert, ob er, der Held, nicht mit seiner Feindesliebe selbst bis über das äußerste Maß hinausgegangen sei! Niemand, auch der freidenkende Naturforscher oder Arzt oder Mathematiker nicht, stieß sich daran, daß man in dem Verfasser einen Katholiken erkannte, allerdings einen zwar gläubigen, aber nicht im geringsten intoleranten. Allerdings hat Karl May, ohne es zu wissen, seiner von ihm so edel vertretenen Kirche insofern einen großen Dienst erwiesen, als er manchem fanatisch erzogenen Protestanten praktisch dartat, daß man ein Katholik und doch ein edler Mensch sein kann. Über diese Tatsache kann sich ein vernünftiger Mensch nur freuen.

Von Karl May kann man beinahe dasselbe sagen wie von Lord Byron: sie wurden übernacht berühmt. Aber beide haben auch an dieser schnellen Berühmtheit schwer und bitter tragen müssen. Bei Byron kann man das begreifen, denn er war in jeder Beziehung ein *animal disputax* und m u ß t e sich Feindschaften zuziehen; weshalb Karl May jetzt einerseits der beliebteste, andererseits der bestgehaßte Schriftsteller ist, kann man inbezug auf das letztere nicht begreifen. Hat er auf moderne Art, die Ellenbogen ausstoßend, andere Leute brutal beiseite gestoßen? Hat er irgendwen geschädigt, oder hat er jemand betrogen oder mit jemand Streit gesucht? Nichts von dem allen: er muß einfach dafür büßen, daß er zu schnell ein berühmter Mann geworden ist.

Vor einigen Jahren schrieb mir May, es fände eine weitausgreifende Hetze gegen ihn statt; trotz meiner Sympathie für ihn hielt ich das für den Ausfluß überempfindlicher Autoreneitelkeit, die erfahrungsgemäß gerade bei plötzlich zum Ruhm Emporgehobenen oft fast krankhaft aufzutreten pflegt. Aber ich wurde doch stutzig, als ich alle Augenblicke von Schülern und Freunden über May befragt wurde. Alle möglichen bösen Gerüchte gingen über ihn: die häufigsten Anspielungen erfolgten inbezug auf die angebliche Tatsache, May befände sich fast immer im Irrenhause und habe seine Reisen in Wirklichkeit nie gemacht. Aus bester eigener Kenntnis konnte ich die Fragesteller stets versichern, daß das eine wie das andere eine Lüge sei, und zwar eine Lüge von verblüffenden Dreistigkeit.

Seit zwei Jahren findet gegen May von den verschiedensten Seiten her, die vielleicht mit einander in Verbindung stehen, ein völliges Kesseltreiben statt. Die Mitwirker sind (von den Umsturzmännern abgesehen) einerseits solche, die auf dem äußersten Flügel des Radikalismus stehen, und andererseits diejenigen, denen die Störung des konfessionellen Friedens eine Lebensaufgabe ist. Man wird es begreifen und billigen, daß ich mich hierüber nicht weiter äußere; aber ich betone es nochmals: May ist eine so i r e n i s c h e Natur, daß die Anwürfe gegen ihn für mich schlechterdings unverständlich sind. Allerdings ist es wahr, daß er in seinen Werken durch die bloße Tatsache seiner Angehörigkeit zur katholischen Kirche der letzteren, ohne ein Bewußtsein davon zu haben, einen großen Dienst erwiesen hat. Wie oft habe ich von Schülern und Erwachsenen gehört: „O, May ist Katholik?! Wie kann jemand, der, so wie er die L i e b e predigt, eine Katholik sein?“ Daß jeder gläubige Katholik ein Verbrecher ist, wird ja von bekannter Seite her Tag für Tag *urbi et orbi* gepredigt.

Um so unbegreiflicher ist es, daß seit reichlich einem Jahre auch von katholischer Seite aus der Feldzug gegen May aufs lebhafteste geführt wird; die *βοὴν ἀγαϑοὶ* in diesem höchst bedauerlichen Kampfe befinden sich in Köln, und der Grund, der ursächliche Grund, s c h e i n t ein ganz gewöhnlicher Honorarstreit zu sein. Eine wenig geschickte Broschüre, die von einem wohlmeinenden, aber unvorsichtigen Mayverehrer herrührt, hat die Sache noch verschlimmert; jedenfalls ist die ganze unerquickliche Geschichte schon aus dem Grunde lebhaft zu bedauern, weil der *tertius gaudens* doch recht bedenklicher Natur ist.

Was man May vorwirft, ist eigentlich dies: er schreibt zu abenteuerlich und reizt unreife Leser dazu an, durchzubrennen und Abenteuer im „Wild West“ aufzusuchen. Ja, da ist es mir einmal beinahe ähnlich ergangen. Zwei Quintaner, denen ich Geographiestunden gab, brannten nach der Schweiz durch, wurden natürlich abgefaßt und zu den väterlichen Penaten zurückgeführt; da zeigte es sich, daß i c h eigentlich der Schuldige war, denn die Sünder bekannten: „Professor Freytag hat uns so genau erzählt, wie man in die

Schweiz kommen könne und wie schön es da sei, daß wir gerne hinwollten.“ Und weiter befragt, wie sie sich dort ernähren wollten, gaben sie zur Antwort: „Wir wollten Frühstück austragen“; sie fügten allerdings ehrlich hinzu, daß ich ihnen namentlich das letztere n i c h t angeraten hätte. Selbst dem unliebenswürdigsten Bureaukraten würde es doch nicht einfallen, deshalb den Lehrern die Nichterwähnung der Schweiz usw. usw. anbefehlen zu wollen; ebensowenig kann Karl May dafür, wenn schlechtbeaufsichtigte Schüler durch die Lektüre seiner Bücher auf den Gedanken kommen, nach dem wilden Westen oder den böhmischen Wäldern durchzubrennen.

Und nun zu Herrn Ernst W e b e r , den eine einzige Begegnung mit Karl May in München aus einem Bewunderer zu einem grimmigsten Feinde gemacht hat. Er erzählt, wie er im Hotel Trefler den von einer großen Schar junger und erwachsener Verehrer umdrängten Dichter kennen lernt, wie er ihn an dem Tage auch abends „beim Biere“ sieht und hört und – gründlich enttäuscht ist. Herr Ernst Weber muß noch sehr jung sein und noch nie ein Bild von Karl May gesehen haben; ich will das zu seiner Entschuldigung annehmen, denn sonst wäre die von ihm ganz bestimmt betonte Tatsache unbegreiflich, daß er, „immer noch ein Bewunderer“ Mays bis dahin, von dem Tage ab nicht Worte genug finden kann, um seinen Abscheu gegen ihn auszudrücken. Einen so unvermittelten Sprung von Liebe zu Haß pflegt man sonst reifen Männern nicht zuzutrauen. Die persönliche Enttäuschung an sich ist ja begreiflich; es ist etwas Gewöhnliches, daß derjenige, der den von ihm bis dahin geradezu angebeteten Dichter oder Künstler zum erstenmal persönlich kennen lernt, aus allen Himmeln stürzt; sein Ideal stimmt eben nicht zur Wirklichkeit. Hier hätte sich Herr E. W., der doch ganz gewiß manches über May gehört hatte, sagen müssen, daß ein nervös abgehetzter Dichter, der zahllosen Bewunderern von ABCSchützen bis zum hohen Beamten Liebenswürdigkeiten sagen muß, da nicht sein echtes Bild gibt; denkt er nicht daran, wie Schiller und Goethe sich bei ihrem ersten Zusammentreffen abstießen? Ob Karl May nicht besser täte, solchen Massenhuldigungen grundsätzlich aus dem Wege zu gehen, ist eine andere Frage; daß er nicht die Energie hat, es zu tun, bedaure ich um seinetwillen.

Ist aber Herr E. W. n i c h t ein junger Mensch, der heute den Götzen zerschlägt, den er gestern angebetet hat, so muß die Art seiner Darstellung füglich in Erstaunen setzen. Was soll man sagen, wenn er selber erzählt: „Ich aber ging, ärgerlich über den Mann, den ich nun endlich persönlich kennen gelernt hatte, und noch ärgerlicher über mich selbst, den die Mayschen Schriften so lange fesseln konnten. Und ich begann ernstlicher über den S c h r i f t s t e l l e r nachzudenken, nachdem ich von dem M e n s c h e n , den ich so lange bewundert hatte, so bitter enttäuscht gehen mußte.“ Und Herr E. W. hat die unglaubliche Naivität, das seinen Lesern ganz offen zu erzählen und ihnen zuzumuten, daß sie seinen weiteren Ausführungen glauben sollen. Er erzählt weiter, wie er nun den „Old Surehand“ und „Satan und Ischariot“ wieder liest. „Aber sonderbar, die alte Begeisterung, die atemlose Spannung wollte nimmer kommen. War ich plötzlich ein alter Mann geworden? Kaum …… Mein literarischer Geschmack war ein anderer geworden.“ Und nun legt er los – es ist dieselbe Melodie, die jetzt von allen Seiten gespielt wird, bald feiner bald gröber; aber wenn es einerseits heißt, daß May auch „von ernst zu nehmenden Männern“ gelesen wird, so heißt es hernach mit dem Pathos, das durch seine Übertreibung zum Lächeln bringen muß: „Die Reiseromane Karl Mays sind keine wahren Dichtungen …. sie befriedigen nur in roher Weise die ungesunde und ungeordnete Stoffgier jugendlicher Leser …. vergiften den literarisch-ästhetischen Geschmack …. ertöten die Fähigkeit, mit Ruhe und Sammlung an ein dichterisches Kunstwerk heranzugehen …. verhindern also jeden reinen Kunstgenuß .... aus allen diesen Gründen wirken Karl Mays Schriften auch direkt unmoralisch und unsittlich, denn sie trüben im unverdorbenen Kinde das Gefühl für Wahrhaftigkeit etc. etc.“ Einen wenig erfreulich Eindruck macht es übrigens, daß Herr E. W. zweimal auf den pekuniären Gewinn hinweist, den Karl May aus seinen Werken gezogen habe. Ob May „ein Krösus“ geworden ist oder nicht, kann Herrn E. W. und mit in gleicher Weise gleichgiltig sein. Daß May „schreibt“, um aus seinen Werken auch materiellen Gewinn zu ziehen, ist doch selbstverständlich; was sollen also solche übel angebrachten Hinweise? In welche „sittliche Entrüstung“ würde Herr E. W. geraten, wenn man seinen Anwürfen gegen May die Mißgunst als Beweggrund unterschieben wollte? Nun, also!

Die plötzliche Feindschaft der Volksschullehrervereine gegen Karl May ist höchst gefährlich, denn „sie machen einen furchtbaren Haufen aus“, und ihr Korpsgeist ist allgemein rühmlichst bekannt. Herr Wolgast hatte in seiner früher erwähnten Schrift das rechte Wort über Karl May noch nicht gefunden; aber jetzt ist der Dichter auf den Index gesetzt, und das Verdammungsurteil hallt von allen Seiten wieder, und Herr Ernst

Weber hat die Melodie angegeben, die ganz bestimmt in allen den „Jugendschriften-Ausschüssen“ zugänglichen Zeitungen angestimmt wird. So verkündigt der „Braunschweiger Jugendschriften-Ausschuß“ *urbi et orbi*: „Hinweg mit dem Machwerken jener auch-Jugendschriftsteller Christoph Schmid, Hoffmann, W. O. von Horn, Karl May und Genossen ….. Mögen sie früher ihre Stelle ausgefüllt haben, warum sollen wir unserer Jugend, wenn wir dazu imstande sind – und wir sind’s [!]– nichts besseres bieten?“ Bei dieser Gelegenheit möchte ich erwähnen, daß ich den guten alten Christoph v. Schmid selber besitze und öfter mit Vergnügen gelesen habe. Es ist wahr, er ist ein bißchen altväterisch im Ausdrucke, und namentlich die unnützen *epitheta ornantia* liebt er; das sind aber Kleinigkeiten, die keinen vernünftigen Menschen stören können. Immerhin empfehle ich sie dem Verleger L. Finsterlin-München, der sie in 18 Bändchen (kart. zu je 1 Mk.) herausgegeben hat, zur Beachtung für eine neue, zeitgemäß illustrierte Ausgabe. Es versteht sich von selbst, daß sich unter vielen Früchten auch einmal eine weniger schmackhafte findet; die dramatischen Stücke sind für unseren Geschmack einigermaßen veraltet, aber nicht etwa an sich wertlos. Ich habe sie alle öfters gelesen und nehme sie immer wieder von Zeit zu Zeit mit Vergnügen vor, und je häufiger ich sie lese, um so unbegreiflicher sind mir die gegen den alten treuherzigen Erzähler erhobenen Vorwürfe. Daß er das mittelalterliche Rittertum (*vulgo* Junkertum) verherrlicht habe, ist geradezu eine Unwahrheit; nur wenige seiner Erzählungen spielen überhaupt im Mittelalter, und wie d. V. über das ausgeartete Rittertum denkt, erhellt klar genug z. B. aus der kleinen Geschichte „Das alte Raubschloß“. Die Tendenz, Eltern und Kinder wohltätig zu beeinflussen, ist nur in einer Geschichte scharf auf die Spitze getrieben „Der gute Fridolin und der böse Dietrich“, aber auch mit Fug und Recht, denn hier verfolgt d. V. die Resultate einer guten und einer leichtfertigen Erziehung bis in ihre letzten Konsequenzen. Die meisten seiner Erzählungen, deren Helden fast durchweg den sogenannten „kleinen Leuten“, den Handwerkern, Bauern und Arbeitern angehören, sind vorzüglich und ohne jede Erhitzung der jugendlichen Phantasie geschrieben; einige, wie z. B. „Das Blumenkörbchen“, „Heinrich von Eichenfels“, „Rosa von Tannenburg“, „Die Feuersbrunst“, „Ludwig der kleine Auswanderer“, „Die zwei Brüder“, sind kleine Meisterwerke in ihrer Art und müssen dem unverdorbenen Geschmack von jung und alt zusagen. Die Feindseligkeit der radikalen Volksschullehrer gegen Christoph v. Schmid kann ihren Grund unmöglich in dem katholischen Bekenntnis des ehrwürdigen alten Herrn haben, denn er sagt kein Wort, das Protestanten verletzen könnte, ist vielmehr von einer fast kindlichen Milde; auch die Lehrer spielen bei ihm eine in jeder Beziehung würdige Rolle. Seine Tendenz kann man in den Spruch zusammenfassen: „Fürchtet Gott, habt die Brüder lieb, ehret den König.“ Wer diese dreifache Tendenz mit feindseligen Augen ansieht, mag über den guten alten bayrischen Volkserzähler die Achseln zucken; wer es mit unserm Volke gut meint und unsere christliche deutsche Jugend vor dem Eindringen des Umsturzgeistes behüten möchte, wird mit mir der Meinung sein, daß es geradezu eine Sünde wäre, den alten Schmid zum alten Eisen zu werfen. Vielleicht rührt das Anathem der Herrn Wolgast und Genossen daher, daß bei Schmid der Lehrer, der *Clericus minor*, als Freund, aber im Sinne der damaligen Zeit auch als Untergebener des *Clericus maior*, des Pfarrers auftritt; auf diesen Grund stolz zu sein hätten die Herren allerdings keine Veranlassung.

Und wenn wir uns den alten Franz Hoffmann näher betrachten, so werden wir bei unbefangenem Blicke einen harmlosen, wohltätig wirkenden Erzähler vor uns sehen; wenn man ihn jetzt schlimmer behandelt als einen zerschlagenen alten Topf, so tut es mir geradezu wehe. Ich nehme mir die beiden ersten besten Erzählungen zur Hand: Treue Kindesliebe und Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten (Gütersloh, C. Bertelsmann, Nr. 35 und 36). Die erste schildert die Schicksale einer griechischen Familie auf Kreta, ihre Standfestigkeit und ihre schließlich auch vom Feinde anerkannte und belohnte Redlichkeit; die zweite müßte gerade einem Volksschullehrer höchst sympathisch sein, denn der Held ist ein wackerer Dorflehrer, und sein Vorgesetzter, der Pastor, spielt durchaus keine erfreuliche Rolle. Was kann ein vernünftiger Mensch gegen solche Erzählungen einzuwenden haben? Ich weiß es wohl: schon in meiner Jugend waren die „Philosophen“ darüber unzufrieden, daß es bei Hoffmann schließlich heißt: „Ende gut, alles gut.“ Ist die Jugend dazu da, daß man ihr die „Moderne“ mit ihrer abschreckenden Häßlichkeit malt? Daß es nicht immer im Leben so geht, wie es gehen müßte, und daß der Denar des wohlwollenden Weinbergbesitzers durchaus nicht immer in diesem Leben bezahlt wird, merkt die Jugend schon frühe genug: aber ihre Erholungslektüre soll ihr ein zwar ernstes, aber doch wohltuendes Bild bieten, und das tut Franz Hoffmann. Daß er den

Biedermannston oft übertreibt und manche seiner Erzählungen minderwertig sind, ist kein Vorwurf; es ist Autoren von unvergleichlich höherem Range nicht anders ergangen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Gustav Nieritz höher steht. Wenn es bei Horaz heißt *Aut prodesse volunt aut delectare poetae,* so legt Hoffmann den Nachdruck auf das *delectare*, Nieritz auf das *prodesse*. Er ist weit davon entfernt, sich mit der angenehm moralisierenden Erzählung zu begnügen; er ist ein Volksschriftsteller von großem, oft scharfem Ernste, und die Antipathie gegen Krieg und Kriegsruhm könnte man seine Spezialität nennen. Nicht bloß den Niedern, sondern auch den Vornehmen gibt er oft bittere, aber heilsame Pillen zu schlucken, und bei seinem festen, echt christlichen Rechtssinn einerseits und seiner großen Kenntnis der niederen, namentlich des sächsischen Volkstums anderseits tut er als Erzähler meist gute, oft glänzende Griffe, sehr selten aber Mißgriffe. Wenn es sich bei ihm um geschichtliche Motive handelt, so irrt er mitunter in Kleinigkeiten, die leicht zu verbessern wären. Ich nehme hier vier seiner Erzählungen zur Hand: Die Hunnenschlacht, Prinzessin und Dienerin, Das vierte Gebot und Die Großmutter (ebenfalls im Verlage von C. Bertelsmann in Gütersloh). Die erste entwirft ein lebhaftes, ergreifendes Bild aus dem Jahre 933, als der große Sache Heinrich die Magyaren bei Riade schlug; nicht bloß das christliche Schwert ist siegreich, sondern mehr noch die christliche Liebe. Die zweite spielt zur Zeit und am Hofe Friedrich Wilhelms I; der Konflikt zwischen Kindespflicht und Herrenpflicht kommt zu wirksamem Ausdrucke. In den Erzählungen 3 und 4 ist Nieritz in seinem Elemente: das armselige Volksleben im Erzgebirge mit seinen Gefahren und Versuchungen, vielen Leiden und geringen Freuden schildert er mit ergreifender Einfachheit, und man möchte fast sagen, daß ihm die weiblichen Charaktere mit ihrer passiven Kraft noch besser gelingen als die männlichen. In der vierten Erzählung wird die Art und Weise, in welcher sich der harte, starre, hochmütige Sinn der blinden Patrizierin zu dankbarer Weichheit umformt, geradezu ergreifend dargestellt. Was wollen denn die selbsternannten modernen kritischen Oberrichter? Mag meinetwegen die Zeit kommen, in welcher der gutherzige Franz Hoffmann durch größere abgelöst wird (obwohl er niemals Schaden angerichtet, wohl aber manche frohe Stunde bereitet hat): Christoph v. Schmid und Gustav Nieritz sollen die Herren uns unangetastet lassen!

„Karl May und Genossen“ hieß es so eben, und so finden wir denn in der Schrift „Zur Jugendschriftenfrage“ eine „Auswahl von Kritiken“ über alle möglichen Bücher. Die Kritiker sind nirgends genannt; aber es ist bezeichnend, daß zwar als absolut klassisch anerkannte Sachen, wie Gustav Freytags „Journalisten“ oder W. Scotts „Quentin Durward“ passieren dürfen, daß aber die gegenwärtig beliebtesten Jugendbücher grundsätzlich „verrissen“ werden, ganz nach der von Herrn Wolgast angegebenen Melodie. Tanera („Der Freiwillige des Iltis“), Hiltl, („Der alte Derfflinger und sein Dragoner“), Brandstädter, („Hindurch zum Ziel“): das sind drei allgemein anerkannte und mit vollem Recht beliebte Autoren; aber vor dem Tribunal der Herren Wolgast und Weber finden sie keine Gnade. Bei der Beurteilung des prächtigen Buches von Hiltl ist es bezeichnend, daß die spaßhaft karikierte Darstellung eines aufgeblasenen Volksschullehrers den Zorn des Kritikers ganz besonders in Flammen gesetzt hat. Du lieber Himmel! Wie oft werden nicht bloß in den „Fliegenden Blättern“ sondern auch in ernsthaft zu nehmenden Büchern die wissenschaftlichen Lehrer unter Umständen scharf herangenommen, und welchem Vernünftigen Menschen fällt es da ein, die Fassung zu verlieren!

Und nun schließlich alles in allem: die wissenschaftlichen Lehrer können sich nur freuen, wenn ihnen die Volksschullehrer zu Nutz und Frommen der Jugendliteratur ihre Hilfe und ihren brüderlichen Rat leihen. Ich meine es ernst: Achtung vor dem redlichen Streben und dem guten, treuen Willen! Aber es ist auch nicht zu leugnen, daß neue Besen oft zu gut und zu scharf kehren und daß es nicht zweckmäßig ist, grundsätzlich zu allem Nein zu sagen und die Miene anzunehmen, als wären eben nur die „Ausschüsse“ der Volksschullehrer die Retter der Jugend vor dem Abgrund eines unsäglichen Elends.

Berlin. L. Freytag.

Aus: Pädagogisches Archiv, Monatsschrift für Erziehung und Unterricht. 45. Jahrgang, Heft 3. März 1903, S. 198-206.

Texterfassung: Hans-Jürgen Düsing, Dezember 2017